



Oxford, 2008: Amina Wadud vor dem Freitagsgebet, das sie leiten wird Foto: A. Dennis/afp

VON ALEXANDRA SENFFT

Wenn es um den Islam geht, neigen Menschen im Westen dazu, diese Religion negativ zu bewerten und ihre positiven Aspekte zu ignorieren. So wird der Begriff „Dschihad“ meist als Krieg verstanden, dabei bedeutet er ganz allgemein, „sich auf dem Wege Gottes mühen“. Die Tunesier etwa bezeichnen auch den Kampf gegen den Analphabetismus als „Dschihad“. Es ist nichts Neues, wenn Katajun Amirpur diese einseitige Auffassung korrigiert. Neu ist indessen, dass die deutschiranische Islamwissenschaftlerin und Journalistin ihr jetzt erschienen Buch einer Reihe von ganz besonderen „Dschihadisten“ widmet: den islamischen Reformdenkern.

In einem einführenden historischen Abriss zeigt sie, dass die Tradition des Reformislam ins 19. Jahrhundert zurückreicht. Auch damals schon wollten Denker wie Muhammed Abduh oder Jamal ad-Din al-Afghani ihre Religion der Moderne anpassen. Mit den Kriegen und Veränderungen des 20. Jahrhunderts kam der Islamismus als Ideologie des dritten Weges auf und mündete in die Iranische Revolution – mit allen bekannten Folgen des heutigen Islamismus. Das brachte jedoch auch eine Gegenbewegung neuer muslimischer Reformen auf den Plan, die sich gegen den „Textfundamentalismus“ wehren und für soziale Gerechtigkeit kämpfen.

Amirpur gibt einen Überblick über einige der zahlreichen Reformen dieser Zeit. Diese bewegen allem voran „der Glaube in der modernen Welt. Es wird gestritten um eine zeitgemäße Interpretation der Quellen und um einen selbstkritischen Zugang zur Tradition.“ Sie stellt sechs Reformern und Reformern im Detail vor und bringt deren bewegte Biografien in einen Zusammenhang mit ihrem Denken. Gleichgültig ob diese Persönlichkeiten aus Ägypten, Pakistan, dem Iran

MODERNE Katajun Amirpur porträtiert in ihrem neuen Buch Erneuerer des Islam, die sich für Demokratie und die Gleichberechtigung der Geschlechter einsetzen

Die anderen Dschihadisten

oder den USA stammen, sie alle verbindet ein tiefes religiöses Empfinden und der Drang nach Freiheit. Wahre Religiosität kann ihrer Meinung nach nur stattfinden, wenn Menschen ihren Glauben freiwillig ausüben und eigenverantwortlich handeln können. Selbstkritisch betont der Iraner Mohammed M. Shabestari: „Die Frage ist nicht, ob der Islam

mit der Demokratie vereinbar ist, sondern ob die Muslime heute diese Vereinbarkeit entstehen lassen wollen.“

Jede gesellschaftliche Reform müsse beim Koran beginnen, weil er das Zentrum islamischer Kultur darstelle – darin sind die Reformen sich einig. Entscheidend ist dabei die schon ins erste Jahrhundert zurückreichende

und seither heftig umstrittene Frage, ob der Koran erschaffen oder nicht erschaffen (also Gottes Wort) sei. „Denn ein erschaffener Koran lässt viel mehr Raum für Interpretationen, zum Beispiel im Hinblick auf Frauenrechte“, so Amirpur.

In diesem Zusammenhang sind ihre Porträts zweier islamischer Reformern besonders

Viele Reformdenker leben im Exil oder zu Hause als marginalisierte Freigeister

interessant: Die „pro-faith activistin“ Amina Wadud, eine schwarze Konvertitin aus den USA, hat bahnbrechende Standardwerke des islamischen Feminismus verfasst, und Asma Barlas, eine gebürtige Pakistanierin die heute in New York lehrt, sagt, als Gläubige habe sie dasselbe Recht wie Männer, über ihren Glauben zu sprechen. Vom Mainstream erbittert bekämpft, werden sie von ihren männlichen Reformkollegen jedoch unterstützt: Der Ägypter Nasr Hamid Abu Zaid bezeichnete die Frauenfrage als „Lackmest für den Islam in der modernen Welt“.

Amirpur, die an der Hamburger Universität lehrt, analysiert die Denkansätze ihrer Protagonisten und bietet bedeutsame Einblicke in die Vielfaltigkeit der islamischen Welt heute. Obwohl viele Reformdenker im Exil oder zu Hause als marginalisierte Freigeister leben, sind sie wichtige Ideengeber für die Demokratiebewegung, sagt die engagierte Islamwissenschaftlerin.

Sie plädiert zu Recht dafür, den Reformern mehr Bedeutung beizumessen, denn: „Im Gegensatz zu radikalen Islamisten, die sich seit einigen Jahren in unser Bewusstsein bomben, erfahren jene Denker und Intellektuellen nur wenig Aufmerksamkeit“.

■ **Katajun Amirpur:** „Den Islam neu denken. Der Dschihad für Demokratie, Freiheit und Frauenrechte“. C. H. Beck Verlag, München 2013, 256 Seiten, 14,95 Euro



Back to Politics!

Wenn Antirassisten sich als Rassisten beschimpfen, ist das häufig ein Indiz dafür, dass Politik durch Moral ersetzt wird. So in der Auseinandersetzung um Critical Whiteness. Die Critical-Whiteness-Forschung möchte über die Privilegien sprechen, die den „people of whiteness“ aufgrund von Rassismus zukommen. So weit, so gut. Doch immer häufiger ist zu beobachten, wie aus ihr die Zementierung einer Schwarz-Weiß-Dichotomie resultiert, die über Selbstbezeichnungen und Redeverbote eine „Diskurshygiene“ betreibt und in der identitätspolitischen Falle endet, wie das etwa der Soziologe Vassilis Tsianos zu Recht beklagt.

Diese Schieflage in der Critical Whiteness ist Ausdruck einer Form der Kritik, die, statt über ökonomische und politische Konstitutionsbedingungen von Rassismus zu sprechen, über moralische Anrufungen agiert.

Ein wichtiges Buch, das auf die Fallstricke der Moral aufmerksam macht, hat im Londoner Verso Verlag nun eine Neuauflage bekommen: Theodor W. Allens „The Invention of the White Race“. Allens zweibändige historische Studie über Rassismus und Kolonialsystem an der nordamerikanischen Ostküste zeigt, dass Sklaverei nicht das Ergebnis von Rassismus, sondern dass Rassismus ein Ergebnis von Sklaverei ist.

Allen legt darin die Schwächen einer psychokulturellen Deutung dar, die zu stigmatisierenden Zuschreibungen und der „Vorstellung eines immerwährenden ‚Rassenkampfes‘“ neigt, wie Jost Müller in seinem instruktiven Vorwort zur deutschen Ausgabe des ersten Bandes schreibt (ID Verlag, 1998), und analysiert stattdessen rassistische Unterdrückung als ein System sozialer Kontrolle. Andererseits lehnt Allen alle ökonomistischen Verkürzungen ab, die nicht erklären können, wie aus ökonomischem Kalkül ein System rassistischer Unterdrückung und die Vorstellung weißer Überlegenheit etabliert werden konnten. Ein Buch, das in der gegenwärtigen Debatte dringend empfohlen sei, um wieder zu antirassistischer Politik zurückkehren zu können.

■ Die Autorin ist Kulturredakteurin

BIOGRAFIE Knud von Harbou hat mit seinem Buch über den Gründungs-herausgeber der „Süddeutschen Zeitung“, Franz Josef Schöningh, ein Stück verdrängte Zeit- und Zeitungsgeschichte aufgearbeitet

Die Legende vom Förster im polnischen Wald

Man ist immer wieder verblüfft, mit welcher Energie und Ausdauer Menschen ihre Biografie mit Legenden und Girlanden ausstatten – gegenüber nahen Angehörigen ebenso wie gegenüber der Öffentlichkeit und der Justiz.

Der ehemalige Feuilletonredakteur der Süddeutschen Zeitung (SZ) und Verlagslektor Knud von Harbou recherchierte für sein Buch die Geschichte und die Lebenslügen des Franz Josef Schöningh (1902–1960), eines Anteilseigners und Gründungs-herausgebers der SZ, die am 6. 10. 1945 von der amerikanischen Besatzungsmacht eine Lizenz er-

hielt. Schöningh war für das Feuilleton der SZ zuständig, Verlagsgeschäftsführer und Erfinder des „Streiflichts“. Nach den Regeln, die sich die Amerikaner selbst gaben, hätte Schöningh die Lizenz verweigert werden müssen. Er war nicht nur der konservative Chefredakteur der katholischen Zeitschrift *Hochland*, als der er sich profilierte, sondern mittelbar beteiligt an schweren Verbrechen in Ostpolen während des Krieges.

Knud von Harbous Vater, Mogens von Harbou (1905–1946), war Jurist und beging 1946 in Kriegsgefangenschaft Selbstmord, weil ihm die Auslieferung an Polen bevorstand, wo er von

1941 an in Sambor und Tarnopol Kreishauptmann war. Er bot dem promovierten Wirtschaftshistoriker Franz Josef Schöningh eine Stelle in der deutschen Zivilverwaltung des Generalgouvernements als sein Stellvertreter an.

Arbeitsteiliger Mord

In der Zivilverwaltung waren rund 17.500 Personen beschäftigt und damit befasst, das Generalgouvernement „judenfrei“ zu säubern, das heißt, jüdische Bürger zu registrieren, sie in Arbeitsfähige und Nichtarbeitsfähige einzuteilen, beide Gruppen zu kasernieren und zu deportieren. Im Verwaltungsjargon lief diese

Selektion unter den Bezeichnungen „Umsiedlung“ und „Judenaktion“, aber Täter wie Opfer wussten, dass es um Zwangsarbeit für Arbeitsfähige und um die Ermordung des Rests ging. Von Harbou und Schöningh arbeiteten an einem Brennpunkt der „Endlösung“, denn 1941, nach dem Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion, hatte sich der Plan zerschlagen, Juden nach Ost- oder Madagaskar abzuschieben.

Ohne die logistische Zuarbeit durch die Zivilverwaltung wäre es nicht möglich gewesen, in knapp zwei Jahren einen großen Teil der 540.000 galizischen Juden zu ermorden. Nach dem

Krieg beteuerten die Kreishauptleute und ihre Gehilfen, die Morde seien allein von SS, Sicherheitsdienst, Polizeieinheiten und Wehrmacht verübt worden. Die neuere Forschung belegt dies als bloße Schutzbehauptung.

Knud von Harbous Buch ist weit mehr als eine Biografie Schöninghs – ein starkes Stück Zeit- und Zeitungsgeschichte. Das Buch beruht auf Briefen und Tagebüchern, die sich im Nachlass Schöninghs erhalten haben und die zufällig wieder entdeckt wurden. Der Autor verknüpft biografische Splitter geschickt mit den jüngsten Forschungsergebnissen zum arbeitsteilig geplanten und organisierten Tablaue vom Massenmord. Die Studie besticht durch ihren subtilen Umgang mit den Quellen, bei deren Interpretation sich von Harbou weder in moralischer Rechthaberei verfängt noch an der Legende der „sauberen Zivilverwaltung“ weiterstrickt.

Der passionierte Jäger Schöningh suggerierte seiner Familie wie seinen Kollegen zeitlebens, er sei während des Krieges „Förster in den polnischen Wäldern“ gewesen und nicht Teil der Nazi-Vernichtungsmaschine. Die Witwe von Harbous, die nach dem Suizid ihres Mannes mit Schöningh liiert war, vermittelte ihren Kindern, ihr Vater habe in Polen als „Landrat“ gewirkt. Der Sohn Knud zerstört das Lügengespinnst grandios. Respekt.

RUDOLF WALTHER

■ Knud von Harbou:

„Wege und Abwege. Franz Joseph Schöningh, der Mitbegründer der Süddeutschen Zeitung. Eine Biografie“. Allitera Verlag, München 2013, 357 Seiten, 22,90 Euro

